

Roundtable:

Turmsanierung der St. Judas-Thaddäus-Kirche

„Für mich haben Oberflächen einen spirituellen Charakter.“

Klaus Zolondowski

Teilnehmer

- **Hermann Wagenaar**, Katholische Pfarrgemeinde Herz Jesu und St. Judas Thaddäus, Vorstand
- **Marco Götze**, TARKUS IngenieurSanierung GmbH, GF
- **Klaus Zolondowski**, Künstler
- **Marcus Nitschke**, D:4 Architektur, GF

Historie, Bedeutung des Turms, Kirchengemeinde

Die Kirche wurde 1958 – 1959 erbaut. Welche Ausstrahlung hat dieses moderne Gebäude für Sie persönlich, Herr Wagenaar? Was verbinden Sie mit dieser Architektur?

Hermann Wagenaar: 2004 haben ich und meine Frau die St. Judas-Thaddäus-Kirche zum ersten Mal besucht, bei der „Nacht der offenen Kirchen“. Wir waren sofort fasziniert von dem wundervollen Raumeindruck, von der Decke mit den Flammenzungen und dem gesamten Baukörper mit den beiden Parabeln. Und natürlich von dem Turm. Die Architektur ist himmelstrebend, hat so gut wie keine rechten Winkel. Die vorderen Fenster sind zwar quadratisch, aber man sieht sie nicht. Der Turm ist dreieckig und aus Sichtbeton gearbeitet. Diese Kirche erzählt – ich sage es einmal mit diesem altertümlichen Wort – Fülle. Das heißt, sie nimmt sich selber völlig zurück und gibt denen Raum, die sich in ihr aufhalten. Leer ist sie eigentlich nur Hülle, sie wird mit Leben erfüllt durch die Menschen.

Eine moderne Bauweise, typisch für die Zeit. Wie wurde das Gelände vor dem Krieg genutzt?

HW: Das Gelände ist der Gemeinde bereits in den 1930er Jahren als Schenkung übertragen worden und lag dann brach. In der Gegend drumherum lagen die Offizierssiedlungen, die dem Flughafen zugeordnet waren. Nach dem Krieg wuchs die Tempelhofer Gemeinde stark an, weil sich viele katholische Schlesier

hier ansiedelten. Man nutzte die Kapelle drüben im St. Joseph-Krankenhaus, aber die war für die Gemeinde mittlerweile zu klein. Pfarrer Goderski ist dann richtig „tingeln“ gegangen und hat Geld gesammelt. Und es wurde mit angepackt. Die arbeitsfähige Bevölkerung hat sich engagiert und beim Bau mitgeholfen. Es wird von jemandem erzählt, der einfach nur „Beton-Schulze“ genannt wurde, weil er sich mit Beton auskannte. Das Baumaterial bestand größtenteils aus Kriegsschutt, vermengt mit Zement und dann festgestampft. Die unterschiedlichen Dichten kann man in Blickhöhe sehr schön am Turm erkennen.

Aus der Zerstörung erwuchs sozusagen neues Leben?

HW: Ja, ein sehr lebendiges Material. Und aus dem Alltag: Die Himmelsleiter vorne besteht aus Industrieglas, einfach in Stahlrahmen gezogen. Die Eingangstür ist aus Sperrholz, die Linsen im Turm sind Autoscheinwerfer-Linsen. Als ich kürzlich eine Führung hatte, sagte ein Teilnehmer: „Die kenne ich, das sind Beleuchtungslinsen!“ Er ist Beleuchter an der Freien Volksbühne.

Man musste damals sparen ...

HW: So war das damals. Die ganze Kirche ist aus der Not geboren. Ansonsten hat man sehr viel selber gemacht. Ich kenne zwei Gemeindeglieder, die beim Bau geholfen haben. Einer hat bei der Gartengestaltung mitgewirkt und die Glaslinsen in den Turm eingebracht. Eine Kelle Mörtel in das Loch, die Linse rein gedreht, einmal mit dem Daumen rum und das war's. Man wollte eine Kirche haben. So viel Improvisation und Eigeninitiative auch dahintersteckte: Bei der Planung hat man nichts dem Zufall überlassen. Mit Reinhard Hofbauer hat man sich einen richtigen Stararchitekten geholt.

Welche Bedeutung hatte dieser Bau für das Berlin der Nachkriegszeit?

HW: Die Kirche steht ja direkt in der Einflugschneise vom Flughafen Tempelhof. Das Letzte, was man beim Abheben gesehen hat, war das Kreuz. Und das war auch das Erste, was man kurz vor der Landung gesehen hat.

Marcus Nitschke: Und man kann die Kirche gut sehen! Dass sie als katholischer Bau so frei steht, ist ja städtebaulich relativ ungewöhnlich für Berlin. Ohne Blockränder hat die Kirche viele Bezüge zur Umgebung und ist nicht verbaut. Den Turm erkennt man im Stadtbild weithin von fast allen Seiten.

Wie interpretieren Sie, Herr Wagenaar, die sakrale Bedeutung des Baus?

HW: Jede Kirche lebt davon, dass sie das Unsichtbare sichtbar macht. Hier sind es die Feuerzungen, die Himmelsleiter an der Seite, diese kleinen Kreuzwegstationen, die schlicht mit römischen Ziffern bezeichnet sind von I bis XIV. Das ist das eine. Das zweite ist: Dieser Bau bringt den Alltag durch das Licht hinein: wanderndes Sonnenlicht, Straßenlaternen, das Licht der Stadt. Sakralraum und Profanraum greifen von den Materialien ineinander, wie eben gesagt. Auch die Beleuchtung ist profan. Das sind nicht erlesene Glaskörper, die das Paradies leuchten, sondern einfach nur Plastik. Hinter den Rundungen stecken Neonröhren. Erst durch das Durchdenken wird es schön. Und das war das erste, was mich fasziniert hat: Die Kirche ist schön! Und sie nimmt sich selbst zurück. Als im letzten Jahr ein großer Kongress stattfand, waren über 600 Besucher aus Ghana hier in dieser Kirche, alle in bunten Gewändern. Die Menschen bringen das Leben hinein. Die Architektur erschlägt nicht die Menschen, sondern die Menschen bringen den Kirchbau zum Leben. Das finde ich faszinierend.

Was fasziniert Sie insbesondere an dem Turm?

HW: Die Kirche braucht das Licht. Jetzt nach der Sanierung reflektiert und bricht es wieder sehr schön am Turm. Der Turm braucht auch den Regen, er prägt die Oberfläche. Der Turm braucht die Sonne. Wenn die Sonne auf den Turm strahlt, bringt sie die 1.600 Linsen zum Leuchten, wie kleine Sterne, hebt

die Betongrate hervor oder lässt sie wieder verschwinden. Je nachdem, woher die Sonne kommt.

Nach der Sanierung trägt die Betonoberfläche nun auch abstrahierte Schriftzeichen. Wie kam es dazu?

HW: Ich hatte eine Ausschreibung initiiert. Ich wollte, dass die Menschen, die hier ihren Glaubensort gefunden haben, etwas Persönliches in den Turm schreiben, ein Bibelzitat, der ihnen besonders wichtig ist. Diese Texte sollten weit sichtbar auf den Turm gebracht werden. Es waren Sachen dabei, die mich zutiefst gerührt haben. Viele haben sich gescheut, wollten nicht so etwas Intimes von sich preisgeben. Aus den Texten wurden dann drei ausgewählt, die als „Verheißungstexte“, also Texte, die ein Versprechen sind, als ganze Geschichte an den Turm sollten. Das Tolle war: Das hat sich alles einfach so entwickelt! Von der ersten Idee über die Planung, den Eingang der Texte über die Zusammenstellung bis schließlich zur Ausführung, das war einfach rund. Ich habe den ersten Entwurf von Klaus Zolondowski gesehen und sofort gedacht: Super!

Warum sollte auf jeder Seite dasselbe stehen?

HW: Egal, von welcher Seite man kommt, man sollte immer die „Verheißungstexte“, also die Haupttexte sehen. Das sind zentrale biblische Stellen – der erste mit der Zusage am Schluss: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“ Der zweite Text erzählt die Geschichte vom sogenannten „ungläubigen Thomas“. Der ist gar nicht ungläubig, der ist nach dem Tod Jesu zutiefst verzweifelt – und er will es wissen. Er will „den Finger in die Wunde legen“. Aber mit dem Ziel, überzeugt zu werden, dass Jesus lebt. Und wenn ich jetzt die Fotos der Bauarbeiter sehe, wie sie die Texte in den Turm „pressen“, diese Konzentration, diese Ernsthaftigkeit, das weckt bei mir die bildliche Assoziation des Ungläubigen Thomas von Caravaggio. Der dritte Text stammt aus der Offenbarung, neuer Himmel und neue Erde. Diese drei Texte stehen jeweils untereinander auf dem Turm, auf jeder Turmseite. Ab Reihe 46 folgen dann umlaufend die einzelnen Gemeindetexte.

Ein anderer Apostel war Judas Thaddäus. Warum trägt die Kirche seinen Namen?

HW: Er war der Nothelfer, der angerufen wird bzw. der Generalapostel für alles, was besser werden soll. Der Krieg war vorbei, die Wunden aber noch nicht geheilt. Der ältere Teil der Gemeinde fährt heute noch nach Polen, um Verwandtschaft zu besuchen. Der größte Teil der Gemeinde kommt ja nicht aus Berlin. Und wie gesagt: Hier leben auch viele Menschen aus Ghana. Eine lebendige Gemeinde.

Architektur, Material und Technik

Erste Frage an Sie, Herr Götze: Welchen Reiz übt auf Sie der Werkstoff Beton aus?

Marco Götze: Ich habe Stahlbetonbauer gelernt und betrachte mich immer noch gerne als Handwerker. Beton ist mein Leben. Meine Spezialbranche ist Spritzbeton. Das war reiner Zufall mit dem Spritzbeton – damals als Stahlbetonbauer hat man das nicht gelernt. Ich konnte mich mit dem Material in vielen Dingen selbstverwirklichen. So haben wir bei TARKUS mit der Zeit ganz viele sonderbare Dinge kreiert ... Das hat sich anscheinend herumgesprochen.

Wenn Sie Beton als Person beschreiben sollten, wie würde diese Person aussehen oder wie wäre sie?

MG: Harmonisch. Und frei. Sie lässt sich in jeglicher Form produzieren, umso einfacher hat man es als Spritzbetonbauer. Als Stahlbetonbauer ist man ja abhängig von Formen, die schwer herstellbar sind. Die freie Bauweise bietet die Möglichkeit der Veränderung.

Ist die Person männlich oder weiblich?

MG: Weiblich.

Ist sie warm?

MG: Nein. Da spiegelt sich wohl meine Person wider.

Ist sie majestätisch?

MG: Ja. Durch diese doch archaische Erscheinungsform. Beton lässt sich ja selten filigran herstellen. Filigrane Bauweisen waren teuer – und früher auch anfällig. Mit der Internationalen Kongresshalle hatten wir in Berlin ein Gebäude, das filigran sein sollte. Ist eingestürzt. Man kam da an Grenzen. Heute ist der Baustoff mehr ausreizbar. Mit hochfesten Betonen kann man entweder große Spannweiten oder große Höhen überwinden. In der Architektur gibt es den Ausdruck der „Betonmania“: Es ist ein billiger, schnell herzustellender Baustoff mit großen Tragfähigkeiten.

Bei der Sanierung des Turms haben Sie auf die Spritzbetontechnik zurückgegriffen. Was macht diese Technik so besonders?

MG: Spritzbeton wurde schon um 1920 erfunden, es ist heute „Stand der Technik“ bei der Betoninstandsetzung. Man fördert Beton über Druckluftschläuche an die Einbaustelle, dort wird über eine Düse Wasser zugegeben. Dann trägt man ihn auf, wie wir es aus der Putztechnik kennen.

Warum wird er trotzdem Beton genannt und nicht Putz?

MG: Die Dichte wird hergestellt durch den Druckauftrag. Dann verdichtet sich der Beton. Es entsteht ein gewisser Rückprall. Diese Technik gibt es, wie gesagt, schon lange. Was neu ist und was wir hier am Turm verbaut haben, ist die Bewehrung mit Carbon. Solch ein Carbongewebe wiegt keine 10 Prozent im Vergleich zu Stahl und hat eine wesentlich höhere Zugfestigkeit, der Betonquerschnitt fällt geringer aus. Damit spart man immens an Rohstoffressourcen und Gewicht.

Welche Sicherheitsvorgaben mussten Sie dabei beachten?

MG: Wir haben eine Instandsetzung auf Grundlage der Rili SIB vorgenommen, das ist die Richtlinie für Schutz und Instandsetzung von Betonbauteilen. Da unterliegen wir entsprechenden Regelwerken, DIN-Vorschriften. Der Spritzbeton hat eine eigene DIN-Norm und wird in der Regel sehr dünnwandig aufgebracht, aber eben auch standardmäßig, wenn er mit Stahl bewehrt werden muss. In diesem Fall haben wir den Beton wie gesagt mit Carbon bewehrt. Die Carbonmatten sind sehr hochfest, dünn und korrosionsbeständig. Alle Betonbauwerke weisen nach einiger Zeit aus bestimmten Gründen Mängel auf. In der Regel ist der erste Umstand die Carbonatisierung. Der Korrosionsschutz der Bewehrung wird aufgehoben durch Verwitterung, durch physikalische Umwandlung von Zementstein, der den Stahl vor Rost schützen soll. Und Ziegelsplittbeton, der ursprünglich beim Turm der Judas-Thaddäus-Kirche benutzt wurde, ist dafür anfälliger, weil er durch die Zuschläge besonders saugfähig ist. Dazu kommt, dass Beton, der nach dem Krieg verwendet wurde, in der Regel einen geringen Zementgehalt aufweist und dadurch schneller durchkarbonisiert. Der Stahl rostet also schneller. So gab es am Turm große Betonschäden, die abfielen und Menschen gefährdeten. Deswegen musste auch schon vor der Sanierung abgesperrt werden.

Die Herausforderung bestand aber nicht nur darin, den alten Zustand des Turms wiederherzustellen.

MG: Genau. Das reicht heute nicht mehr, man muss für Nachhaltigkeit sorgen. So hat man sich für eine zusätzliche Betondeckung entschieden, damit der Turm auch die nächsten hundert Jahre hält. Zunächst war eine zusätzliche Betondeckung von 3 cm vorgesehen, entsprechend mit künstlerischer Bearbeitung.

Um die Nachhaltigkeit (Korrosionsschutz, Rissbildung, thermische Beanspruchung) zu gewährleisten, kamen der Planer und ich auf die Idee, hier Carbonbewehrung vorzuschlagen, was dann entsprechend eingearbeitet wurde.

In Deutschland gibt es etwa 8.000 dieser Kirchen, die mit ähnlicher Betonqualität errichtet wurden. Da tut sich ein riesiges Problem auf.

MG: Grundsätzlich haben wir uns von dem Gedanken, dass Beton ein Jahrhundertbaustoff ist verabschiedet. Es ist kein Jahrhundertbaustoff, wenn er nicht entsprechend gebaut, gewartet und gepflegt wird. Das gilt für jedes Bauwerk, aber insbesondere auch für Beton. Der muss gewartet werden. So wie wir Menschen uns waschen, cremen und zur Vorsorgeuntersuchung gehen, wie andere Fassaden eine Wärmedämmung erhalten oder einen frischen Anstrich, muss auch ein Beton entsprechend geschützt werden. Dazu gesellt sich das Problem der Chloridbelastungen, z.B. bei Verkehrswegebauten. Die sind alle der Witterung und den Tausätzen ausgesetzt. Wenn dort Stahl rostet, ist das nicht aufzuhalten. Auch mit einem neuen Anstrich ist das nicht aufzuhalten, weil der Prozess im Beton am Stahl weitergeht. Der Rost expandiert ja um ein Vielfaches, bis zum Siebenfachen des Volumens. So kommt es zu diesem immensen Sprengdruck, den wir alle aus den Bildern kennen, wo die Bewehrung frei liegt und den Beton absprenge konnte. Als Bauherr müssen sie spätestens dann etwas machen. Besser ist es vorzusorgen.

Gab es eine spezielle Herausforderung bei dem Turm?

MG: Allerdings. Er ist dreieckig – die Winkel sind 60 statt 90 Grad. Jeder Handwerker weiß wie schwer das einzuschalen ist, dann sauber ranzuarbeiten stellt immer wieder eine Herausforderung dar. Und Beton als Werkstoff zu bearbeiten, gestaltet sich auch wesentlich schwieriger als bei Putz, Stuck oder Holz, was ja alles sehr weiche Materialien sind. Neu war für mich die tolle, aufgeschlossene Mitarbeit des Architekten und die Ideen des Künstlers zum Baustoff Beton. Es ist sehr schwer, dem „Normalbaumenschen“ zu vermitteln, wie kompliziert es ist, mit Beton zu arbeiten – freihändig. Dass es eine anspruchsvolle handwerkliche Tätigkeit ist, die Schattierungen und unterschiedliche Oberflächenstrukturen mit sich bringt. Da sind unterschiedliche Körnungen drin. Der Beton bindet unterschiedlich ab. Bei 20 °C Außentemperatur härtet er schneller, also muss man ihn schneller bearbeiten. Bei 7 °C bleibt er länger bearbeitbar. Wenn Sie sich vorstellen, im Hochsommer zu arbeiten, dann haben Sie oben plötzlich 35 °C hinter der Plane und der Beton reagiert ganz schnell. Und dann soll es auch noch schön gleichmäßig aussehen. Wenn „Chefchen“ auf die Baustelle kommt, hat er natürlich den Anspruch, dass Geld verdient wird und dass die Leute zügig arbeiten. Die Preise in Berlin wachsen ja nicht in den Himmel. Wir mussten uns das bei der Kalkulation genau überlegen. Aber um darauf zurückzukommen: Die tolle Zusammenarbeit und das Verständnis von der Bauherrschaft, das war tatsächlich neu. Habe ich auf diese Art selten so erlebt.

Wie präzise war die Ausschreibung formuliert?

MG: Das Instandsetzungskonzept war im Kern zunächst klar, die Ausschreibung dann sehr umfangreich. Es wurde noch einmal umgestellt, nachdem die Denkmalbehörde Einwände hatte gegen ihre eigene erste Absegnung. Daraufhin wurde noch mal umgeplant. Wir haben Vorschläge zu weiteren Musterflächen gemacht. Großer Unterstützer war Herr Zolondowski, der uns handwerklich zur Seite stand und auch das Verständnis zur Machbarkeit gegenüber dem Architekten und dem Bauherren rüberbrachte: So stelle ich mir das vor, so geht das.

Wie sahen die Musterflächen aus?

MG: Beim ersten Vorschlag arbeiteten wir noch mit Rillen und Vertiefungen. Das änderte sich, als Herr Zolondowski die Schriftzeichen gestaltete, die auf Bibeltexten und Texten der Gemeinde basierten. Ich wunderte mich zunächst, dann fand ich die Idee klasse. Die Reihe mit den Schriftzeichen sind nun mit

Graten abgegrenzt und finden so ihre Ordnung. Die Oberfläche ist sowieso sehr gelungen. Der Turm wurde damals mit Ziegelsplittbeton gebaut. Das ist altes Bruchgestein aus der Nachkriegszeit. In Brechanlagen wurde das Material, überwiegend Ziegelsteine, runtergebrochen und mit Zement und Sand vermengt. Ist ganz verbreitet in Deutschland, insbesondere in Berlin. Der Anteil der roten Backsteine bewirkte je nach Lichteinfall eine mehr oder weniger starke Reflektion, so dass der Turm rötlich schimmerte. Durch die Verwitterung der Zeit wurden die Zuschläge freigelegt, und so kam der rote Ziegel immer mehr durch. Unsere neue Oberfläche greift die Verwitterung/Körnigkeit durch nachträgliches Sandstrahlen auf, trägt aber keinen entsprechenden Farbaspekt, sondern arbeitet mit der Idee von abstrahierten Texten. Schrift statt Farbe sozusagen. Und nicht zu vergessen, die wunderschön eingesetzten glänzenden Glaslinsen, alles in Anlehnung an die Ursprungsidee.

Künstlerische Aussage, Ästhetik

Ist Schrift ein zentraler Bestandteil Ihrer künstlerischen Arbeit, Herr Zolondowski?

Klaus Zolondowski: Schrift als solche zunächst nicht, aber Zeichen. Ich könnte auch von Hieroglyphen oder Strichcodes sprechen, wie sie heute in der digitalen Welt genutzt werden. Striche oder Linien begreife ich zum einen als Informationsträger, zum anderen rastern sie die Flächen auf. Das ist ein wichtiges Thema in meiner Kunst: die Aufrasterung von Oberflächen durch Linien. Durch Riefen, durch Hölzchen oder erhabene Sachen, die man auf die Oberfläche klebt. Das Ganze verbunden mit Naturmaterialien in Naturfarben.

Sie lösen praktisch eine Oberfläche auf – und blicken hinter sie.

KZ: Ja, das ist richtig. Und ich spiele mit der Oberfläche. Am Turm kann man einen wunderbaren Effekt beobachten: Je nach Lichteinfall verändert sich die Oberfläche. Sie ändert sich auch je nach Position, aus welcher Richtung man kommt. Durch kleine Erhebungen und Erhabenheiten wirft sie immer neue Schatten.

War das das erste Mal, dass Sie mit Beton so gearbeitet haben?

KZ: Nein, mit Beton bzw. Zement habe ich schon im Atelier gearbeitet, also im Kleinen. Aber hier ging es immerhin um 600 qm! Das hat natürlich seinen Reiz. Im Atelier, bei meinen ersten Versuchen, habe ich Holztafeln mit Zement bestrichen, mit Bindungsmitteln verhärtet, natürlich belassen oder den Zement auch eingefärbt. Dann habe ich Ritzungen vorgenommen, auch ganze Zeichen. Man muss sich das wie Steinzeithöhlenmalerei vorstellen. Ich arbeite viel mit Abfallprodukten unserer Zivilgesellschaft, also mit Holzplatten, beschichteten Platten aus dem Sperrmüll, die schon eine Gebrauchsgeschichte hinter sich haben, die schon Verschmutzungs- und Abnutzungsspuren aufweisen. So ähnlich wie die Flecken am Turm, nachdem es geregnet hat. Er hat keine homogene Oberfläche, sondern ist bereits durch Verwitterung geprägt. Ich greife mit meiner Arbeit weiter dort ein. Ich benutze etwas, was mir spannend erscheint und forme es weiter – sehr spielerisch, auch sehr versuchsmäßig und experimentell.

Im Falle des Kirchturms sind es abstrahierte Zeichen aus der Bibel und von Gläubigen. Man kann den Text also nicht mehr lesen, sondern nur noch ahnen.

KZ: Genau das finde ich so spannend. Für mich haben Oberflächen einen spirituellen Charakter. Wie in diesem speziellen Fall. Durch den Strichcode kann erahnen – oder auch spüren –, dass da irgendetwas auf der Oberfläche passiert oder dass sich ein Gedanke dahinter verbirgt.

Man wird im Grunde aufmerksam auf das Geheimnis, das dahinterliegen könnte.

KZ: Rätsel finde ich sowieso gut. Ich finde nichts Spannenderes als Rätsel!

HW: Ich würde es nicht als Rätsel bezeichnen. Es ist eher ein Geheimnis.

Wo ist der Unterschied?

HW: Geheimnisse bleiben Geheimnisse, auch wenn sie gelüftet werden. Rätsel werden gelöst. Der Turm ist in seiner Gestalt das Geheimnis. Das, was Klaus Zolondowski entworfen hat, bedeutet eine Fortführung, nämlich die Kommunikation. Was er gemacht hat, ist essenziell für den Glauben. Die christliche Religion ist eine Religion der Schrift und des gesprochenen Wortes. Die Akteure werden einbezogen und kommunizieren untereinander. Da wird gesprochen, geschrieben, gedacht, gefühlt, empfunden, schön gefunden. Der Turm erzählt das Leben von Kirche in der Zeit.

Herr Zolondowski, wie gehen Sie grundsätzlich an so einen Auftrag heran? Was ist die erste Frage, die Sie sich stellen?

KZ: Ich überlege zunächst: Was möchte der Bauherr oder der Auftraggeber haben? Ich frage ihn direkt, wie er sich das vorstellt. Ich arbeite sehr gerne, wenn ich schon so eine vage Vorgabe habe, die ich dann spielerisch ausführen kann. Viele Künstler lehnen das ab, die möchten sich selbst verwirklichen. Das interessiert mich nicht so sehr, weil es beliebig werden könnte. Ich möchte eine Vorgabe haben: Können Sie damit was machen oder nicht? Dann überlege ich mir: Kann ich das oder kann ich das nicht? Ich experimentiere wieder. Und oft sind es dann Zufälle, richtig banale Zufälle, die mir dann die Lösung eingeben.

Welcher Zufall kam hier zum Tragen?

KZ: Der Zufall in diesem Fall war der, dass ich schon vorher versuchte, Betonimitate aus Pappe herzustellen. Dadurch war ich schon etwas mit der Materie vertraut, mit der Optik von Betonoberflächen. Normalerweise brauche ich einen Monat, bis sich ein Gedanke formt. Hier war es für mich dann eine einfache Sache, die sich mir innerhalb eines Tages erschlossen hat. Die Planungs- und Abstimmungsphase zog sich dann natürlich hin, auch wegen der verschiedenen Änderungen und Mustertafeln. Wie schon gesagt, hatte ich schon vorher mit einfachen Materialien Beton imitiert. Und alle waren erstaunt: Wie habt ihr diese schweren Teile getragen? Dass das alles Pappe war, Pappteile, die man mit einer Hand heben konnte, sah man auf den ersten Blick nicht. Das war der Clou! Es hat mich enorm gefreut, wie man die Leute doch verblüffen kann mit solchen Materialsachen.

MN: Eins der Muster stand bei uns im Büro und alle möglichen Leute sahen das. Es war interessant zu beobachten, dass das Ganze auch als autonomes Kunstwerk funktionierte. Viele dachten: tolle Kunst! Es ist irgendwie Minimalismus. Durch diesen anderen Kontext entfaltete es noch eine größere optische Wirkung, weil man automatisch gleich hingehet und es anfasst. Ganz am Anfang haben wir mit Zeichnungen gearbeitet. Dann kamen die leichten Muster, dann die Muster mit echtem Beton. Die waren wirklich schwer.

KZ: Etwa 50 kg. Schöne Oberflächen. Aber schon die Pappmuster sahen echt aus. Ich hatte die Pappe mit Zement abgerieben. Jeder, der darübertastete, war erstaunt über die Wirkung.

Auf welche Weise erfolgte die tatsächliche Umsetzung am Turm?

KZ: Der ganze Turm wurde zuerst gesandstrahlt. Die oberste Betondecke wurde runtergestrahlt bis auf die Armierungseisen. Die wurden saniert bzw. wiederhergestellt. Dann hatte man erstmal eine nackte, geriffelte Steinoberfläche. Auf die Carbonmatten wurde die Spritzbetonschicht nach und nach aufgetragen, danach wurde das Ganze geglättet. Jetzt kam ich dazu. Wir hatten ja die Texte, eine Vielzahl von

Texten. Das heißt: Ich dachte, für die Bauhandwerker kann es ganz schön nervig sein, wenn die ständig neue Sachen machen müssen. Wie vereinfache ich den Prozess? Klar war, es geht mit Graten. Dann hat man ein Brett, und mit einer Kelle oder einem anderen Brett schiebt man Betonmasse von dem noch feuchten Spritzbeton gegen dieses Brett, und dann entsteht ein kleiner Grat. Die bilden in der Waagerechten jeweils sieben Felder, die eine Turmbreite ausfüllen. Die hätten wir nach den Entwürfen und der Genehmigung des Denkmalschutzes mit geraden Strichen und Schrägstrichen versehen sein dürfen, im Verhältnis 5:2. Ich habe die Schrägstriche ganz weggelassen, weil es einfacher in der Umsetzung ist. Auch die Abstände zwischen den Graten konnte man noch vereinfachen, auf drei verschiedene Größen: 10 cm, 8 cm, 5 cm. Die Handwerker waren begeistert. Die haben sich gleich die passenden Bretter zurechtgeschnitten, Griffe dran gemacht und hatten so ihr Maß.

Das war die Waagerechte. Und wie konnten die Handwerker schließlich den ganzen Turm bewältigen, logistisch und zeitlich?

KZ: Ich hatte große Pläne für die Gerüstlagen entwickelt, wo die Abstände genau verzeichnet waren. Dann stand einer unten mit dem Plan und hat nur immer Zahlen gerufen: zehn, acht oder fünf. Der ausführende Handwerker wusste, welches Brett er nehmen muss, um diese Breite hinzukriegen, und hat dann mit einem anderen Stück Holz dieses Grat dagegen gewischt, in den frischen Spritzbeton.

Das war aber eigentlich ein Abkommen von dem ursprünglichen künstlerischen Plan?

KZ: Nein, nur eine Vereinfachung. Work in progress. Für mich war ganz naheliegend, das Arbeitsverfahren so einfach wie möglich zu machen, damit meine Idee auch in der Praxis einfach umgesetzt werden konnte. Und das hat geklappt: Wir haben wunderbar zusammengearbeitet, die Bauarbeiter und ich. Ich konnte ihnen vertrauen. Die haben sich voll hinter das Konzept gestellt und haben sogar dort, wo ich Fehler gemacht hatte, automatisch die richtigen Korrekturen vorgenommen. Das fand ich sehr gut. Denn nur so lässt sich ein so umfangreiches künstlerisches Projekt überhaupt stemmen, befriedigend für alle Beteiligten. Das einzige Problem war die Witterung. Irgendwann kam der Frost. Und ja, die Unstimmigkeiten mit dem Denkmalamt im Vorfeld. Das hakte irgendwie. Da gingen zwei Jahre ins Land, wo wenig passierte. Zwischendurch dachten wir schon: Das ganze Projekt ist gestorben. Beton ist ja für den Denkmalschutz eine relativ neue Sache, da war man dementsprechend unsicher.

MN: Ich habe es nicht so empfunden. Das war eher so eine Stimmung: Macht mal einen Versuch. Wir waren also in einem Trial-and-Error-Modus. Dann haben wir aber irgendwann gesagt: Es muss jetzt diesen mutigen Schritt geben und wir entscheiden, wie es geht.

Aber jetzt steht der Turm ja überall sichtbar in neuem Gewand. Ihre schönste Erfahrung, Herr Zolondowski?

KZ: Die Zusammenarbeit mit D:4, mit Herrn Götze von TARKUS, und natürlich mit den Bauarbeitern. Die haben sich immer gefreut, wenn ich kam, weil sie das auch als Wertschätzung ihrer Arbeit empfanden. Ich habe mich da immer sehr wohl gefühlt in der Höhe. Hab' auch mal selbst mit Hand anlegen dürfen oder einfach nur die Maßzahlen von den Plänen abgelesen.

Höhenangst hatten Sie keine?

KZ: Hatte ich vorher ein bisschen. Aber wenn man dann auf dem Gerüst steht und alles ist mit blickdichten Planen verdeckt – da fühlt man sich wie in einem Raum.

Architektur, Ausführung

Herr Nitschke, wie sind Sie auf die Idee gekommen, Herrn Zolondowski anzusprechen?

MN: Grundsätzlich arbeiten wir viel mit Künstlern zusammen. Wir laden zu fast jedem Projekt einen Künstler ein. Klaus Zolondowski kennen wir sehr gut. Bei ihm wissen wir von vornherein: Er kann mit Rahmenbedingungen, Kosten, der technischen Umsetzung – auch im Dialog mit den Handwerkern – gut umgehen. Im speziellen Fall gab es zwei Kriterien für die Auswahl. Erstens: Er sollte mit Linien und Rasterungen gut arbeiten können. Zweitens: Er sollte lösungsorientiert arbeiten und sich auf die technischen Bedingungen einlassen.

Die Entscheidung hat sich gelohnt: 2014 wurde die Gestaltung mit dem renommierten Artheon-Kunstpreis ausgezeichnet.

MN: Das bestätigte unseren Ansatz, dass wir hier nicht auf Biegen und Brechen etwas Fremdes an die alte Substanz setzen wollten. Die Betongestaltung findet man ja auch im Innern der Kirche. Das Lichtspiel, das der ehemals verwendete Ziegelsplittbeton bewirkte, wird nun durch die Grate und Zeichen hervorgerufen. In ihrer Begründung schreibt die Jury, dass diese Abstraktion der Texte das Plus gegenüber dem alten Bestand sei. Hier, auf Seite 17: „Die Jury würdigt den sanften Ansatz der Turmsanierung. Die theologische Aufladung der Turmfassaden sowie die Art und Weise, wie der Duktus der bestehenden Kirche nach außen geführt wird.“ Das trifft unsere Intention recht gut. Das Ganze ist eine organische Weitererzählung der Historie, der baulichen Substanz und ihres Konzepts. Man entdeckt es, aber es drängt sich in keiner Weise auf. Ich merke jetzt auch, nachdem es fertig ist: Das ist sehr subtil ...

HW: ...und insgesamt sehr organisch. Der Gedanke der Neuinterpretation ist auch befreiend. Man muss nicht mehr sklavisch daran hängen, irgendetwas zu reproduzieren. Sondern man sagt: Wir erzählen die Geschichte weiter und lassen die Menschen sprechen. Diejenigen, die als junge Menschen hier in die Kirche gegangen sind und diesen Ort mit aufgebaut haben, geben als ihr letztes Vermächtnis ihren Text, der sie wegweisend durch das Leben begleitet hat.

Herr Nitschke, was machte die Judas-Thaddäus-Kirche bereits in ihrem Entwurf aus den 1950er Jahren so modern?

MN: Vorab: Preußen war früher evangelisch. Die evangelische Kirche, die mit der Siedlung entstanden ist, ist die Ortskirche hier in der Nähe, ein Rundbau. Die katholische Judas-Thaddäus-Kirche kam später hinzu. Relativ modern für eine katholische Kirche war, dass Räume für das Gemeindeleben in den Baukörper integriert sind, über die Gottesdienste hinaus. Früher hatten katholische Kirchen kaum Gemeindegemäuer und Säle. Und dieses zweistöckige Motiv, das gab es in Berlin vorher nur bei der Kirche am Hohenzollernplatz: unten der Gemeindegemäuer, die Kirche oben darüber. Das war sehr modern – und dann noch mit so einem Raumprogramm. Dass man hier gleich mit der Kirche solch einen großzügigen Gemeindegemäuerbereich gebaut hat, der sehr flexibel ist, natürlich städtebaulich hervorragend mit der Hanglage umgeht, das war modern. Und dass der Architekt Reinhard Hofbauer eine schlüssige Raumfolge geplant hat und in der Verbindungszone noch einen kleinen zusätzlichen Sakralraum unterbrachte.

Auch die Form unterscheidet diesen Bau wesentlich von anderen.

MN: Diese Parabelform geht zurück auf Ideen der 1920er Jahre. Voraus ging eine große Kirchenbaudiskussion im 19. Jahrhundert: Entweder war es eine längs ausgerichtete Kirche, oder die so genannte Rundkirche wie die nahe gelegene Königin-Luise-Kirche. Die Idee der Parabel war, dass es einen Sammlungspunkt gibt, unter dessen Wendepunkt der Altar steht. Man hat immer die Bewegung mitgedacht. Später gesellte sich die aufstrebende Bewegung zum Licht dazu, durch die Lichtöffnung im oberen Be-

reich. Damals hieß es immer: Es wäre doch schön, wenn wir die Baumaterialien dazu hätten, um so eine fließende Form zu kreieren. Nach dem Krieg war es endlich soweit: Mit Beton ließ sich das machen. Hofbauer war ja auch einer derjenigen, die mit dem Baustoff skulptural gearbeitet haben. Die zeitliche Konstellation war auch sehr interessant. 1957 fand in Berlin die Internationale Bauausstellung im neuen Hansaviertel statt. Beton wurde als modern wahrgenommen. Eigentlich hätte die Judas-Thaddäus-Kirche gut in diese Bauausstellung gepasst.

Der Turm hatte neben dem Beton noch eine andere Attraktion: die spiegelnden Linsen.

HW: Als der Turm gebaut wurde, hat man mit Schalungsbrettern gearbeitet, auf der Außenseite wie auch innen. Zum Halt wurden Gewindestangen gezogen und verschraubt. Und da, wo sich die Muttern befanden, entstanden Löcher. Die macht man heute oft mit Plastknoppen dicht. Aber Hofbauer griff dieses Element des Bauprozesses auf und ließ Glaslinsen einsetzen.

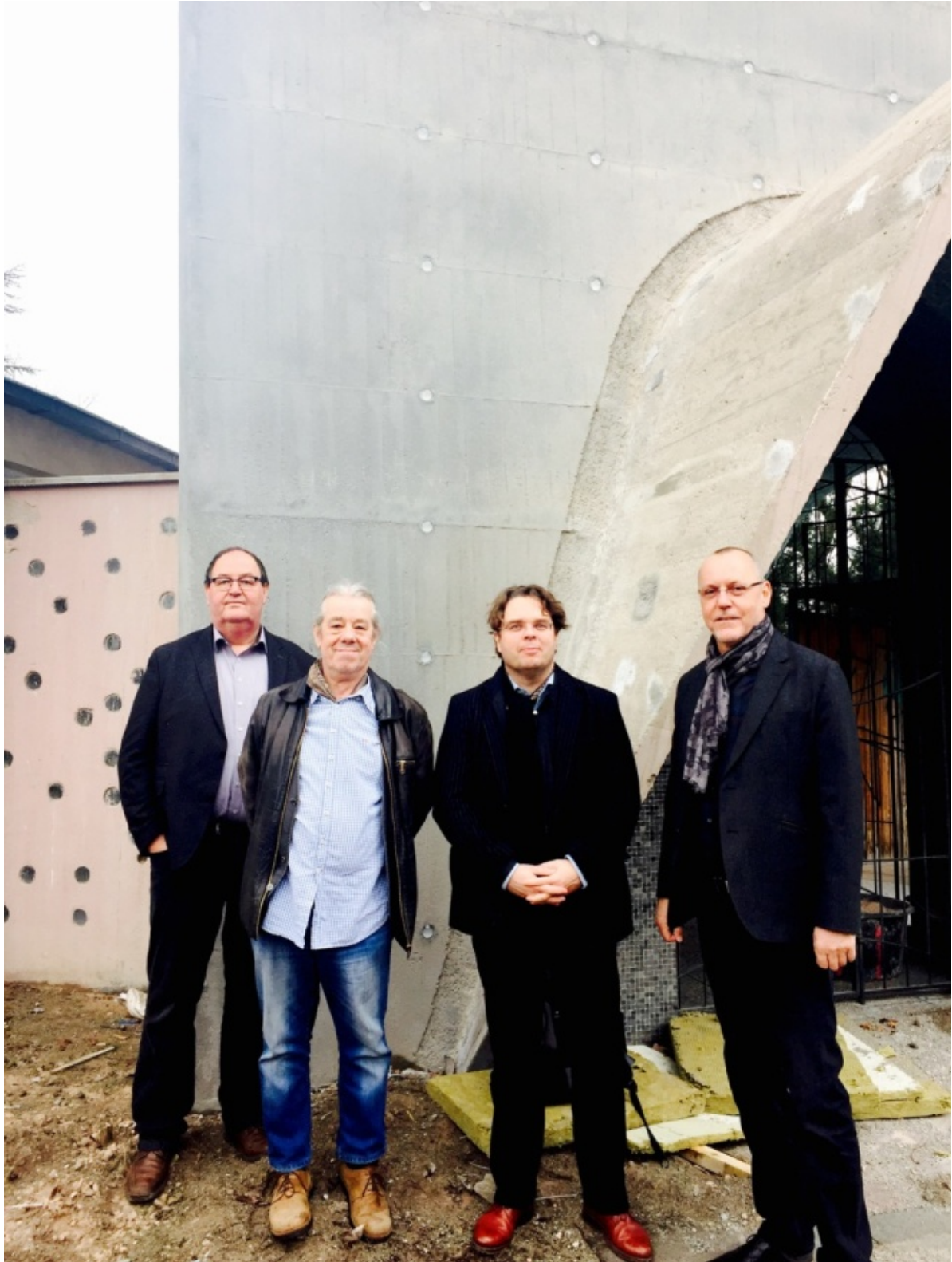
MN: Japanische Architekten machen bis heute vor, dass man das Schalungsmuster in die Gestaltung einbeziehen kann. Das taucht immer wieder als Motiv auf. Bei manchen Kirchen wurden kleine Metallkreuze eingesetzt. Hofbauer arbeitete mit Glas, wie übrigens auch im Innenraum auf der Altarseite, wo Glasplättchen eingelassen wurden. Ein Problem gab es aber bei der Sanierung: Die alten Linsen waren fest mit dem Beton verbunden. Wo bekomme ich 1.600 Linsen her, die den ursprünglichen Charakter haben und auch noch passen? Eine Sonderherstellung wäre utopisch gewesen. Wir haben lange gesucht.

Wo wurden Sie fündig?

MN: Bei einem Zulieferer von Autoscheinwerfern! Der war ganz entspannt und meinte: Ist ja auch mal eine nette Sache. Wie viel braucht ihr? Letztendlich sind es fertig konfektionierte Linsen für einen Standardscheinwerfer, bei denen er den Außenrand abgefräst hat. Wenn man ganz genau hinguckt, ist der Wölbungsradius um 2 mm anders, als er damals war. Die Originale waren ein bisschen flacher, sie wölben sich also ein bisschen mehr. Aber das sieht niemand.

Passte denn alles?

MN: Sie passten genau! Dann kam aber das Problem mit dem Kleber. Es musste gewährleistet werden, dass die Linsen, die ja massiv sind, auch bei Wind und Wetter oben bleiben. Letztendlich gab es Sonderlösungen außerhalb der Normen. Aber genau das macht Architektur mit aus. Und Kirchenbau ist noch einmal ganz speziell. Der lebt ja davon, dass jede Kirche anders ist als alle anderen.



Teilnehmer des Roundtable (v.l.n.r.):

Hermann Wagenaar, Klaus Zolondowski, Marcus Nitschke, Marco Götze